

# Wie Jakob Burckhardt reiste

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751399>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

15. und 16. Jahrhundert gerade über wichtige Staatsverträge mit Vorliebe eine Volksanfrage an ihre „Untertanen“ richtete: so wiederholt über Bündnisse mit Frankreich und über den verhängnisvollen Myoner-Vertrag nach dem Savoyerkrieg. Heute ist man diplomatischer geworden und will aus Rücksicht auf das Ausland den unsichern Ausgang eines Volksentscheides in solchen Fragen vermeiden! — Man dachte 1874 zuerst auch daran, gewisse Fälle vom Referendum ausdrücklich auszuschließen (z. B. die Beschlüsse über Krieg und Frieden, Wiederherstellung der gestörten Ordnung im Innern, Verträge mit dem Ausland etc.), begnügte sich aber schließlich mit der angegebenen Umschreibung des Begriffes „Bundesbeschluß“.

So das geschriebene Recht.

## Wie Jakob Burckhardt reiste . . .

Ein Beitrag zu seiner Charakteristik

Von Carl Friedrich Wiegand.

Motto: „Ich bin im Welschland wohlbekannt,  
 Jetzt durchgeschwitzt und hartgebrannt  
 Und tu' mich nicht genieren,  
 Krummkrüppelig zu stizzieren.  
 Denn neben dir ist alles Land,  
 O du, halb Dreck- halb Götterland.“

Jakob Burckhardt



Er war — er gesteht es selbst — in tiefster Seele ein Romano, dem Charakter nach ein Schweizer, als Gelehrter ein Bürger der gesamten Kulturwelt. Zu seiner Heimatstadt Basel hielt er wie ein gezähmter Vogel, der seinen Augen vertraut, die Kraft seiner Fänge und seiner Schwingen kennt, zuweilen wohl gern einen weiten Flug tut, aber ebenso gern, wandermüde und heutebeladen, ein wenig ruppig im Gefieder, in den trauten, liebgewordenen Käfig heimkehrt. . . .

Dieser Briefwechsel enthält ein Bild Burckhardts, das diesen Eindruck verstärkt: den rässigen, mageren Kopf des Gelehrten mit kurzem, struppig borstigem Haar, mit dem seltsam eingetrockneten Hals.

Nach der soeben erschienenen Publikation: „Jakob Burckhardt, Briefe an einen Architekten, 1870—1889“. Herausgegeben von Hans Trog. Verlag Georg Müller und Eugen Kentsch, München 1912.

Und mit der Wanderung durch diesen Briefwechsel, durch die letzten Jahrzehnte seines Lebens, erhält man Einblick, warum dieser seelisch so reiche Mann in sich selbst sich zurückzog, vom Leben zurückgeschreckt, weil er es merkte, daß an seinem blühenden Baume allmählich die Blätter welkten und die harten Reiser sichtbar wurden. . . .

\*                    \*                    \*

Jakob Burckhardt hielt aus. Obwohl er ein eigenes Haus besaß, wohnte er zur Miete, einfach und anspruchslos, ein rechter, etwas spröder Junggeselle. Er liebte die gesellschaftliche Unabhängigkeit, erwog den lieben Gedanken, einmal selbst unabhängig sein zu können, und schreibt beim Tod eines Bekannten: „Wie kurz hat er seine Unabhängigkeit genießen können!“ Er prüfte die salonmäßigen Gesellschaften, blieb, wenn er warm saß, wohl auch bis zwei Uhr nachts, er haßte aber „dies gemeinsame Faulenzen mit vorgeschriebener Geselligkeit, die unvermeidlich eintretende Halbvertraulichkeit und bricht, ein Weiser und Erfahrener, in die Worte aus: „Wie vieles gibt es doch, das ich entbehren kann!“ Er war kein Wirtshausläufer, wußte aber, wo ein guter Tropfen rann, wo freundliche Augen und ein roter Mund über dem Schenktisch leuchteten. Er läßt in der Beltliner Halle, seinem wöchentlich zweimal besuchten Stammlokal, den Wein ungetrunken stehen, wenn das „Geschnatter und superiore Gelächter“ um ihn herum überhand nimmt, weil „wohlerzogene Leute gegen die Zudringlichkeit hilflos sind“. Nachhaltige Bekanntschaften liebt er mit den *Kunstwerken* zu machen, weil diese ihm als die dauerhaftesten erscheinen. Sein Leben war Pflichterfüllung und Arbeit. Er arbeitet „um bei guter Laune zu bleiben und den Schlaf zu behalten“. Sein Tag ist streng geregelt. Universität und Gymnasium stellen ihre strengen Anforderungen. Vorbereitung, Vorlesung, Unterricht und außerordentliche Vorträge nehmen seine ganze Kraft in Anspruch. Man schickt ihm Dramen, um ein Urteil einzuholen, Maler kommen mit ganzen Bilderkollektionen, damit er die Laufe vornehme, Antiquitäten- und Kunsthändler bitten um seinen Rat. In den letzten Jahren seines Lebens „schwebte er in Todesangst, nicht genug getan zu haben“. „Wenn der Teufel nicht grade seinen Schwanz auf einen Vormittag legte“, erledigt er Briefschulden. Sonst ist dies meist die Arbeit nach dem Abendessen, wenn er nicht Konzerte und Opern besucht. Verdi, Bellini, nicht zuletzt Rossini und die Franzosen sind seine Lieblinge, von den deutschen Komponisten Weber und Gluck,

während Richard Wagner ihn abstößt. Wochenlang meidet er das Theater, wenn er am Kapellmeister „Wagnerverpfefferte Ohren“ entdeckt hatte. Er glaubte nicht an den Bayreuther Bahnbrecher und ist der Meinung, daß er „unmöglich über die drei ersten Opern hinauskäme.“ Das Meisterfingervorspiel ist ihm ein „Kazengeheul“ und er nennt die Tetralogie „vier Marterabende“. Er verfolgt mit fast kleinstädtischer Aufmerksamkeit die Tagesereignisse und zählt bei Hochzeiten und Todesfällen die Anzahl der Wagen. Er kann im vorgeschrittenen Alter den Eindruck nicht abweisen, daß das Leben trister werde und zurückgehe. Zuweilen sieht er wohl den Tageshändeln mit philosophischer Ruhe zu und prüft, „wem sie Vergnügen, wem sie Verdruß bereiten“. In Harnisch gerät er aber über die ewigen Nörgler, über „das unzufriedene Paß“ und schilt gelegentlich über „die gottesjämmerliche Majorität“ im Baseler Großrat. An freien Nachmittagen macht er Ausflüge, häufig, nach Baseler Sitte, ins Badische hinein, ins Elsaß. Frühzeitig überlegt er sich, wie und wo er die Ferien verbringen will. Aber der Wunsch, der häufig verlockend ausspringt, muß vor den Pflichten sich kuscheln. Keinen Tag schenkt er sich. Er liebt noch, während andere Professoren schon vierzehn Tage früher in die Ferien gefahren sind.

Aber wohin soll die Reise gehen? Soll er „Englands erstaunlichen Irrgarten von kombinierten Sammlungen“ besuchen? Gegen Deutschland hat er sowieso einen Widerwillen. Soll er sich am Gare du Nord in Paris über „die größte architektonische Infamie“ von neuem erbojen? Soll er in die französische Provinz fahren, wo die Renaissance so manchen „schönen Atemzug“ getan? Zieht ihn die Rundtreppe am Tribunal de Commerce wieder an, die ihm Effekt machte, weil dort einst eine schöne junge Dame „den feuerroten Ueberwurf über die Balustrade sinken ließ“? Hat der vielgepriesene Louvre genug Anziehungskraft oder die Franzosen, die ihm bei seinen Photographie-Einkäufen so angenehm sind? Freilich: „Brillante Physiognomien tun's nicht allein“, und er schreibt auf den Sarg Victor Hugos die boshafte Worte „Dem Blagueur die Blagueurs“.

Italien! „Wo täte man in Italien eine völlige Fehlreise!“ Was scheren ihn „die petites misères de la vie italienne!“ Er will wieder einmal „vom Pincio bis zum Lateran“ die Welt in feuriger Sonnenglut sehen, wenn „in Frascati alle Fenster funkeln“. Nach Rom! „Wo zwanzig Jahrhunderte in die Hände speien.“

Er liebt es, „einfach und glücklich“ zu reisen, mit leichtem Anzug und leichtem Gepäck, unauffällig, ohne zu genieren, ohne geniert zu werden, ohne Menschenfeindlichkeit. Aber er sucht den Mann sich aus, an den er das Wort richtet, und freut sich, auf einen wertvollen Menschen zu stoßen.“

\* \* \*

Schon auf dem Baseler Bahnhof setzt es einen kleinen Ärger ab. Da sind so ein paar „Deutschinnen“, die ihn nach Rede und Gestalt verdrießen. Und dann all diese Menschen, die der „Gebirgswahnsinn“ nach der Schweiz treibt, weil es nun Mode ist! „Man muß von seiner Moralität aufopfern, um der Mode gefällig zu sein.“ Hinein in den Trubel! Möglichst unerkannt, wo man nach außen schauen und nach innen gut beobachten kann. Da sitzt so ein vier-schrötiger Kerl, wohl aus der Käsestadt Rempten, mit dreieckigen Augenbrauen, widerlich, wild und grausam. Und dort ein Handlungsreisender, genau wie jener, mit dem er im „Ritter“ zu Kassel an einem Tische sitzen mußte, der immer von seinem „Gewohnheitsprinzip“ sprach. Und dort ein ganzer Zirkel von „beuveurs“, wie Rabelais sagt. Auf dieser Reise will er nicht wieder in so „schmierige und verlebte“ Gasthäuser gehen wie damals in den „Württembergischer Hof“, in der dunklen Fahrgasse in Frankfurt a. M.

Der Mioth hat recht, ein unsympathisches Volk.

Station Zürich!

Wenigstens der Bahnhof taugt etwas, denkt er. Ein wenig mißmutig schaut er zum Polytechnikum hinauf, als der Zug am See entlang rollt. Mit Schaudern gedenkt er der Zürcher Gewohnheit, selbst die Haus- und Blumen-gärten gelegentlich mit Gülle aufzufrischen. Da ist es ein erfreulicheres Ereignis, dem Italiener gegenüber auf das „gesunde Zahnwerk“ zu schauen. Wenn der prachtvoll schöne Kerl nur das Ausspucken lassen könnte! Eine ganze Pfütze hat er schon zwischen seinen Füßen angelegt.

Am Bahnhof Göschenen speist er: Ochsenfleisch und Meerrettig. So guter Meerrettig hat ihm, seit er in Nürnberg war, nicht mehr die Nase gekitzelt. In der Sonne von Airola taucht das erste flache Dach, die erste bunte Hauswand auf. Das Herz beginnt sich süß zu weiten. Nun kommt die Zone Europas, wo die Steine atmen. Er überlegt: zwanzig Franken für den Tag, das dürfte genügen für Wohnung, gutes Essen, abends eine gute italienische Oper. Und dann: in der lauen Nacht von Bologna beim vollmündigen Weine! Was zu

erübrigen ist, kommt zu dem Geld, das zum Ankauf von Photographien bestimmt ist.

Die Mailänder „Konditorgotik“ schenkt er sich diesmal. Ein Deutscher redet ihn auf der Straße an: „Erlauben Sie, Verehrtester, wie komme ich am schnellsten zur Brera?“ Er stellt sich halb taub und „stammelt ihn mit einigen unartikulierten Lauten ab“.

Im Zug nach Bologna entschließt er sich, diesmal den unbequemen Absteher nach Rimini zu machen. Imola, Cesena, Pesaro, Loreto — das hatte er sich für den „Cicerone“ seinerzeit geschenkt. Nun heißt es, Lücken ausfüllen.

„Alles, was ins Gebiet der Notizen, Namen, Straßennachweisungen, Jahrezahlen fällt“, kommt mit einer Zeile ins Notizbuch. Er skizziert „Anordnungen, sobald das bescheidenste Motiv eines Treppenanlasses, eines Lichteinfalls, eines Korridors, einer bestimmten Einteilung etwas Geniales verrät.“

Freilich: „Wer überhaupt nichts Schönes kann, kann es in keinem Stil, und wer keine echte Phantasie hat, dem helfen alle Motiven nichts.“ Er scheut weder staubige Landstraßen noch verregnete Wege. Keine Straße ist ihm zu weit nach einem einsamen Palazzo. Ohne Vorurteil prüft er jede künstlerische Absicht, er freut sich an schönen und seltenen Lichtwirkungen und steht schweigend in den feierlichen Sälen, die ein magisches Oberlicht füllt. Immer von neuem tritt er für das Barock ein, von neuem studiert er den Fortissimoton jenes verwilderten Dialekts der Renaissancesprache, nur die freche Formgebung der Bibiena und des Pozzo weist er ab. Am liebsten würde er in seinen Betrachtungen con amore verfahren, „aber er hat die Verpflichtung, historisch zu sehen“. „Während Techniker zuerst die Probleme sehen, muß sich der Historiker mit dem Reize begnügen, den das Auge verspürt.“ Auch er beschäftigt sich mit der Lösung von Problemen, zieht Parallelen zwischen den Ausdrucksweisen, aber er muß sich schmerzlich gestehen, daß, „alles, was die Technik betrifft, er nie zu beurteilen gelernt hat“, daß er schließlich darauf abzustellen gezwungen ist, „was besser oder schlechter wirkt“. Und beim Vergleiche der Stilarten drängt sich ihm die Frage auf, „ob nicht Gattungen von Kunstwerken zeitweise erschöpft werden können, wenn eine Anzahl bedeutender Künstler die möglichst günstigen Motive aufgefunden und verbraucht haben.“

Nach Bologna zurückgekehrt, bemerkt er, daß sein leichtes Reiseröckchen durch Regen und Staub zu stark mitgenommen worden ist, und er freut sich, für siebzehn Franken ein neues erstehen zu können, das vollkommen den Dienst tut. Wieder sucht er sich seine Wohnung mit Ausdauer. Fände er doch wieder so ein schönes Unterkommen wie damals in Mantua bei den zwei wundervollen antiken Säulen, die Virgil schon bewundert hatte! Mittags läßt er sich seinen guten schwarzen Kaffee nicht entgehen, den kein Land billiger und besser braut als Italien. Abends hört er „Norma“, am folgenden Tag noch einmal. Die italienischen Arien noch im Ohre, geht er zum Wein, sitzt bis spät in die Nacht hinein, unter Sternen lächelnd, zufrieden, mit kleinen Schlücken vollzünftig genießend — das farbensatte, warme, köstliche Land und sein Volk.

Am andern Tag hat er eine kleine liebe Schenke wieder entdeckt, auch das braune Mädchen ist noch da. Früher stand auf der Mitte des Büffets ein Madonnenbild mit einem rotglühenden Lämpchen davor, heute steht dort eine Batterie bunter Schnapsflaschen oder das Bild Viktor Emanuels.

Nach heftigen Regengüssen ist er in Rom eingezogen, im ewigen Scirocco sind ihm „die Beine fast schimmelig geworden“. Nun meint es aber die Sonne gut, und er läßt sich gründlich durchbrennen. Wieder hat er einen ganzen Tag, mit dem leichten Köffcherchen in der Hand, Wohnung gesucht, nun aber schreitet er durch die ihm wie keinem andern vertraute Welt.

Mit knapper Not entweicht er links einem Bettler, der in einer „freschen Diagonale“ auf ihn zugeschritten kommt, und von rechts, „obwohl er die Deutschen perfekt entbehren kann“, stolzieren nun gar „vier Deutschinnen mit Bae-defern in den Händen ganz militärisch gegen den Palast, keine leidlich, obwohl sie alle jung waren. Und überall das laute jebildete Reden“. Die Freude muß er sich gönnen. Er geht einem anderen Trupp nach, der von einem aus-rangierten Österreicher durch den Vatikan geführt wird. . . .

Ermüdet von tausendfachen Eindrücken, vom lauten Leben Roms, das ihm deshab nun weniger gefällt, weil man jetzt nicht mehr wandelt, sondern läuft, läßt er sich abends alte Kirchen aufschließen. In den Mondnächten schreitet er, gewaltiger Schattenwirkungen gewärtig, zum Kolosseum, inmitten des tausendjährigen Verfalls der Sprache zu lauschen, die die Steine reden. . . .

Spät in der Nacht noch entrollt er die neuerstandenen Photographien, langen Blicks in der alten Zeit verweilend, prüft, ordnet und legt sie in seine Map-

pen, der Stunde daheim gedenkend, begeisterten Menschen zu seinen Füßen alte Reichtümer mit jungen Augen betrachten zu lehren.

\* \* \*

In der Zeitschrift „Wissen und Leben“ ließ Carl Albrecht Bernoulli vor einiger Zeit einen in vollendetem Stile geschriebenen Essay über Jakob Burckhardt erscheinen. Carl Spitteler bereicherte durch seine „Erinnerungen“ in der „Neuen Zürcher Zeitung“ unsere Kenntnis vom Menschen Burckhardt durch eine Fülle menschlicher Züge. Hans Trog bearbeitet gegenwärtig seine längst vergriffene Burckhardt-Biographie nach neuen Gesichtspunkten. Diese Briefe sind ebenfalls von Hans Trog ediert worden. An den Baseler Architekten Max Mlioth sind sie gerichtet. Sie tragen den Stempel der Baselstadt, Italiens, Deutschlands, Englands und Frankreichs, das Siegel eines großen Gelehrten und die Handschrift eines Menschen, den wir bis heute eigentlich gar nicht kannten, dessen Leben Spitteler erst neu beleuchtete. Es ist der große Vorzug dieser Brieffolge, daß sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Hier empfängt man das unverfälschteste und aufschlußreichste Bild von dem großen Basler, von seiner Ab- und Zuneigung. Was tut's, daß er die Deutschen an der Nase packt! Alle Völker bekommen gelegentlich ihren Stüber, und sogar die Basler. Die tiefste Würdigung hat Burckhardt in der Schweiz und in Deutschland gefunden. Es wäre ungerecht, seine Urteile auf die Waagschale zu legen, ungerecht in demselben Maße, in dem man, auf Grund dieser Abneigung gegen die Deutschen in der Stimme Burckhardts die Auffassung der gesamten Schweiz vermuten wollte. Er hat, obwohl er lange Jahre in Berlin gelebt hatte, nach Deutschland nur hineingeschmeckt und seine Eindrücke zum Teil in Gasthöfen dritten und vierten Ranges gewonnen. Das muß man offen aussprechen.

Aber lesen muß man diesen Briefwechsel, nicht zu vergessen die köstlichen Junggesellenderbheiten, den Humor, mit dem er sich zuweilen die Leber säubert. Und das übrige ist eben jede Zeile Jakob Burckhardt.

Hans Trog hat sich der Mühe unterzogen, die wie mit dem Silberstift geschriebenen zierlichen Schriftzeichen seines großen Lehrers zu entziffern. Er hat neben einer Inhaltsübersicht ein umfassendes Register beigezeichnet, das ganz ähnlich wie es Burckhardt zu machen pflegte, u. a. die Einzelheiten unter den Städtenamen einordnet. Das Buch ist wirkungsvoll ausgestattet, ein Dokument, das kein Burckhardtkenner ungelesen lassen sollte.